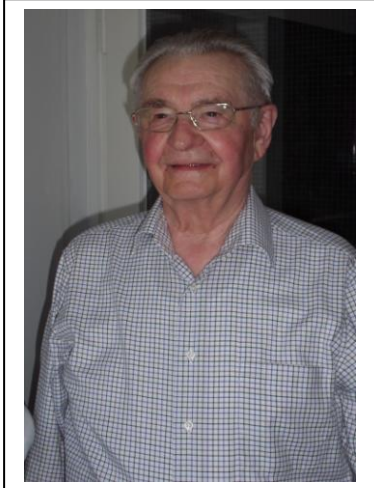


## Unsere Zeitzeugen berichten

**Wilhelm Liebe**

**Jahrgang 1927**

### 5. Teil



Anfang Mai – vor der Kapitulation – versuchten wir, uns vor den Russen zu retten. Ich berichtete im 4. Teil über unseren Weg von der Altmark Richtung Westen und wie wir knapp der Einkesselung der Russen entkamen. Die Verletzten mussten entwaffnet zurückgelassen werden. Durch mooriges Gelände flohen wir zu Fuß.

Es kostete eine große Überwindung, die verwundeten Kameraden zurückzulassen. Aber wir hatten keine Alternative, wenn wir mit dem Leben davonkommen wollten.

Im Schutz des Waldes erreichten wir wieder eine Ortschaft. Auf der Hauptstraße - in Sichtweite - sahen wir die Fahrzeuge der Russen. Irgendwie hatten sie uns auch bemerkt. Ich wollte gerade einen Koppelzaun erklimmen, da zog mir ein gewaltiger Luftzug die Füße weg. Ich lag mit der Nase auf dem Boden und ein lauter Knall sagte mir, dass wir beschossen wurden. Eiligst durchquerten wir das Dorf, immer verfolgt von Granateinschlägen. Wir versuchten, den etwa 500 – 600 Meter entfernten Wald wieder zu erreichen. Der Weg dorthin war ein kniehohes Kleefeld, also nicht leicht, um hindurch zu rennen. Das Sperrfeuer ließ uns keine Wahl. So schnell, wie jeder konnte, musste dieses Feld überwunden werden. Deckung zu suchen kam nicht mehr in Frage. Wer hinfiel, war irgendwie getroffen. Am Waldesrand sollten wir wieder Stellung beziehen. Mein Kamerad und ich schaufelten uns gleich ein tiefes Erdloch, was die anderen Kameraden nicht taten. Sie machten sich nur einen kleinen Erdwall, um die Köpfe zu schützen. So lagen wir am Waldrand und beobachteten das Gelände. Plötzlich tauchten die Russen in bedrohlicher Nähe auf. Mein Kamerad ging aus unserem Erdloch, um dem Zugführer Meldung zu machen. Kaum war er weg, da eröffnete – ohne Befehl – der Kamerad am rechts von mir postierten Maschinengewehr das Feuer. Von da an wusste der Feind, wo wir lagen. Sofort belegte er den Waldrand mit Granatfeuer. Es wurde höchst gefährlich. Die Erde wurde förmlich umgepflügt. Mit jedem Einschlag, der näher kam, rutschte ich tiefer in mein Erdloch.



Zuvor hatte ich meine Panzerfaust außer Reichweite geschoben – zur Sicherheit. Wie lange der Beschuss durch die Russen dauerte – 10 oder 15 Minuten – ich weiß es nicht mehr. Die Russen waren wohl der Meinung, uns ausgeschaltet zu haben,

und hörten auf zu schießen. Als die Ruhe wieder einkehrte, kam mein Kamerad zurück und fand mich zugedeckt mit Laub und Ästen von den in der Nähe eingeschlagenen Granaten. Die Kameraden in der Nähe, die sich nur einen kleinen Schutzwall geschaufelt hatten, hatten Splitter in Armen und Beinen und im Gesäß. Sie waren verwundet. Das Erdloch hat mich gerettet, das Eingraben hatte sich gelohnt. Ich hatte keinen Kratzer!

Immer wieder wurden die Fronten verlegt, da die Übermacht der Russen zu groß war. Keiner wusste, wo und wie die Front verlief. Nur am Maschinen-Gewehrfeuer erkannten wir, wo der Feind war, da die russischen Maschinengewehre langsamer schossen als unsere. Nach einem kurzen Uniformappell teilte man uns mit, dass wir geschlossen zum Amerikaner geführt werden, nicht als eine geschlagene Armee, deswegen die Kontrolle der Uniform und der Waffen. Wir waren also nicht weit weg von der Elbe, denn bis dahin war der Amerikaner schon vorgedrungen. Leider wurde dies nicht Wirklichkeit, denn die Russen waren schneller mit ihren Panzern als wir zu Fuß. Wir waren eingekesselt und kamen nicht mehr zur Elbe. Keiner der Vorgesetzten konnte die Lage beurteilen und somit auch keine Befehle erteilen. Als wir wieder einen rettenden Wald erreicht hatten, in dem sich schon unzählige Landser befanden, kam unser Trupp, angeführt von einem Feldwebel und einigen Unteroffizieren, einer Waldlichtung näher. Dort ließ man die Soldaten antreten in Reih und Glied, weil sie geschlossen über die Lichtung marschieren sollten. Als wir dies sahen, machten unsere Vorgesetzten halt, denn in dieser Lage noch eventuell anzugreifen, wäre wohl zwecklos. Wir kehrten also um und versuchten, in der Gegenrichtung zu entkommen. Weit kamen wir nicht, da mussten wir zusehen, wie auf einem Waldweg russische Soldaten eine Reihe von Zivilisten, die bereits auf der Flucht waren, durchsuchten.

Wieder änderten wir unsere Richtung. Es dauerte nicht lange, da standen wir vor einer Abteilung russischer Soldaten, die ihren Granatwerfer in Stellung brachten. So war uns auch dieser Fluchtweg versperrt. Unbemerkt konnten wir uns zurückziehen. Unsere Stärke war, nicht gesehen zu werden. Inzwischen näherten wir uns wieder der erwähnten Waldlichtung. Aus dieser Richtung kam uns gewaltiger Gefechtslärm entgegen. Nach meinem Ermessen – es war ein Offizier im Ledermantel, der die Soldaten hatte antreten lassen – sollten sie zusammengeschossen werden. Die Russen waren bereits am Waldrand in Stellung gegangen. Der Offizier im Ledermantel könnte ein Kommissar der Russen gewesen sein, der gut Deutsch sprach. Die Soldaten strömten auf uns zu. Zuerst dachten wir, es wären die Russen. Einer unserer Unteroffiziere warf die Waffe weg und ging mit erhobenen Händen voraus. Ich wollte es nicht wahrhaben, dass das das Ende war. Also lief ich tiefer in den Wald und suchte Deckung hinter einem verlassenen Lastkraftwagen, um die Lage erst einmal zu durchschauen.

Es stellte sich heraus, dass die Masse der Menschen diejenigen Landser waren, die man etwa eine halbe Stunde zuvor antreten ließ. Sie wurden auf der freien Lichtung von drei Seiten unter Feuer genommen. Es war also eine Falle. Jeder, der nicht getroffen wurde, versuchte, den Wald wieder zu erreichen. Zugleich setzte eine Feuerwalze von Granaten ein, die das Waldstück so richtig umpflügte. Jeder versuchte, sich so klein wie möglich zu machen. Zunächst gab mir der Lastkraftwagen beim Vorderrad Deckung, bis die Einschläge immer näher kamen. Ein Einschlag ging genau an der anderen Seite des LKW nieder. Von der Gewalt des Luftdrucks wurde mir ein Kamerad unter dem LKW entgegen geschleudert. Er war vollkommen durchsiebt von Splintern, jede Hilfe hätte nichts mehr genützt. Das war

ein Zeichen für mich. Ich musste so schnell wie möglich dort weg, tiefer in den Wald hinein. Nach einiger Zeit ließ der Beschuss nach, und es kehrte langsam Ruhe ein. Sicher glaubte der Feind, uns erledigt zu haben.

Der Tag ging zu Ende, und die Nacht und der Wald gaben uns Ruhe und Schutz. Die Russen vermieden das Eindringen in den Wald und ließen Vorsicht walten. Am nächsten Tag versuchten sie durch das Legen von Feuern, uns aus dem Dickicht zu holen. Das gelang ihnen aber nicht. Wie viele Landser sich in dem Bereich aufhielten, vermag ich nicht zu sagen. Hunderte? Oder sogar Tausende? Zusammen mit den Vorgesetzten waren wir eine Gruppe von ca. 40 oder 50 Mann. Keiner wusste einen Ausweg. Unser Ziel war und blieb das Erreichen der Elbe, um so zu den Amerikanern zu gelangen. Nach der Karte und dem Kompass waren wir etwa 5 km davon entfernt. Ich prägte mir die Karte des Vorgesetzten lange ein. Die Vorgesetzten beschlossen, in der Dunkelheit allein einen Fluchtweg zu erkunden. Für mich stand fest: Wenn die sich erst von uns abgesetzt hätten, würden wir sie nie wieder sehen. Dieser Ansicht war auch ein Kamerad. Die Nacht verging und unsere Ahnung war richtig, denn keiner kam zurück. Die Lage war wirklich aussichtslos: Keine Verpflegung, nichts zu trinken, dazu warmes Maiwetter und schwelendes Unterholz vom gelegten Feuer. Vor Durst haben wir Wurzeln von den Tannen gekaut. Es hieß also, den Tag abzuwarten und in der kommenden Nacht auf eigene Faust irgendwie zur Elbe zu gelangen.

Während des Tages hatten wir eine kleine Gruppe gebildet von 7 – 8 Mann, die den Mut hatten, das Risiko zu wagen. Andere hatten die Nerven verloren und weinten und jammerten uns die Ohren voll, was nicht gerade ermutigend war. So hart es war, mit denen konnte man das Risiko nicht eingehen. In der Dunkelheit sonderten wir uns langsam ab, was auch gut gelangt. Mond und Sterne gaben uns die ungefähre Richtung an. Da keiner die Führung übernehmen wollte, setzte ich mich an die Spitze und übernahm sie. In angemessenem Abstand folgten mir die Kameraden. Sorgsam und mit großer Anspannung versuchten wir, alles in der Dunkelheit zu sehen oder zu hören. Der Weg führte uns über freies Gelände, Wiesen und Gräben. Weidende Kühe und Pferde bereiteten uns oft ein Problem, da man nie wusste, ob auf der Weide auch noch Russen waren. Plötzlich abgeschossene Leuchtkugeln erhellten die Nacht taghell. In diesen Momenten dachten wir, man hätte uns entdeckt. Jede Deckung wurde genutzt, sogar den Atem hielten wir an. Wieder einmal musste eine Straße überquert werden, auf der sich die Russen bewegten. Schon lag ich zum Sprung bereit, da näherten sich Fahrzeuge und dahinter laut grölende, betrunkene Russen. So blieb ich in meiner Deckung und ließ alles in gefährlicher Nähe an mir vorbeiziehen. Einige machten sogar Halt, um ihre Notdurft zu verrichten, und das nicht weit weg von mir. Es war schon eine komische Lage, in der ich mich befand. Ich musste nur die Nerven behalten, denn sie wussten ja nichts von meiner Anwesenheit.



Als wieder Ruhe eingekehrt war, gab ich den Kameraden das Signal zum Weitergehen. Plötzlich befanden wir uns auf einem großen Gelände voller Fahrzeuge und Kriegsmaterial. So leise wie möglich schlichen wir uns hindurch. In einem geschlossenen LKW-Funkwagen brannte Licht. Als ich mich dem Wagen näherte,

hörte ich russische Stimmen. Es war, als ob das Blut stockte. Wir waren mitten zwischen den Russen! Leise entfernten wir uns und suchten das Weite. Aber wohin? Richtung Westen war ja unser Ziel. Es dauerte nicht lange, und wir hatten das Gelände verlassen. Plötzlich standen wir an einem tiefen Abgrund, und zur Freude aller lag vor uns die Elbe. Der Entschluss stand fest: Dort wollten wir hin. Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir in der Gruppe, dass ein Kamerad und ich den Versuch unternehmen sollten, das Ufer zu erkunden. Langsam glitten wir die Böschung hinunter. Alles war beängstigend still. Der Strand war übersät mit Waffen und allerlei Ausrüstung. Ein PKW stand mit den Vorderrädern im Wasser. Da kam mir der Gedanke, mich mit Hilfe des Reservereifens, der am Heck befestigt war, und der Dunkelheit vom Strom treiben zu lassen, um das westliche Ufer zu erreichen. Kaum hatte ich mich dem Fahrzeug genähert, ertönte die Fahrzeughupe irrsinnig laut. Nun hieß es, schnell zu handeln. Die restlichen Kameraden waren inzwischen auch am Strand erschienen. Jeder ergriff die Flucht.

Schon gingen die ersten Leuchtkugeln in die Luft. Die Kameraden waren weit vor uns. Wir beide hatten, ohne viel zu überlegen, eine zündende Idee. Am Ufer lag ein Lastkahn, der mit dicken Tauen verankert war. Schnell ergriffen wir die Gelegenheit, uns über das Tau auf den Kahn zu retten. Wir hatten gerade das rettende Deck erreicht, als am Ufer der Teufel los war. Lautlos verharrten wir an Deck. Aus der Deckung konnten wir beobachten, wie russische Soldaten mit Hunden den Strand absuchten. Der Kahn selbst blieb verschont. Als die Lage sich beruhigt hatte, versuchten wir, unter Deck zu kommen, um die Nacht zu verbringen. Wo die übrigen Kameraden geblieben waren, wussten wir nicht. Der nächste Tag war ein herrlicher Maitag. Blauer Himmel, soweit man sehen konnte, nur unsere Lage war problematisch. Am Ufer liefen die Russen Streife, was wir durch das Bullauge beobachten konnten. Am anderen Ufer fuhren die Amerikaner mit weithin sichtbaren Fahnen Streife. Die Welt war um uns herum still und friedlich, was für uns unbegreiflich war. Wir beide wussten nicht, was wir aus unserer aussichtslosen Lage machen sollten. Wir waren ja noch in voller Uniform und bewaffnet. Die Lage war mehr als nur angespannt. Immer wieder wagten wir Blicke durch das Bullauge. Es war so ungefähr um die Mittagszeit herum, aber was heißt das schon, ohne etwas zu essen oder zu trinken zu haben. Plötzlich bemerkten wir eine Person, die versuchte, auf den Kahn zu gelangen. Wir hatten uns unter Deck versteckt und erwarteten die Dinge, die auf uns zukamen. Was wäre, wenn wir von den Russen entdeckt würden? Schon kam die Person unter Deck. Zuerst sahen wir die Schuhe die Treppe herunterkommen. Die erste Entspannung: Es waren keine Soldatenstiefel, also ein Zivilist. Langsam kam er immer weiter herunter. Als wir uns in die Augen sahen, war auch er erschrocken. Seine erste Frage: „Was macht ihr denn noch hier?“ Unsere Antwort: „Du siehst ja, wie wir aussehen!“ Darauf erklärte er uns, dass der Krieg bereits seit drei Tagen vorbei wäre, und wir sollten nach Hause gehen. Wir konnten es noch gar nicht fassen. Aber in Uniform wäre es ja eine Selbstaufgabe. Nachdem er auf dem Kahn einige Zivilsachen von den Schiffern hervorgeholt hatte, wechselten wir die Kleidung. Kurz entschlossen gingen wir an Land. Dort mischten wir uns unter die Menschen. Die meisten waren Ausländer: Franzosen, Holländer, Belgier, alle wollten über die Elbe gen Westen. Dazwischen russische Posten und jetzt natürlich wir beide. Beim Anblick der Posten überkam uns doch ein recht komisches Gefühl. Aber der Wille, es erst einmal geschafft zu haben und in Zivil zu sein, verdrängte alle Ängste.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann